



Beliebte Attraktionen: Die im Mai geborenen Schneeleoparden-Jungtiere im Zürcher Zoo und der Schokoladenbrunnen im Lindt-Museum. Bilder: Keystone, Imago

Tiere und Schokolade sind Trumpf

Eine Auswertung der beliebtesten Freizeit-Institutionen der Schweiz zeigt: Das Verhalten der Besucher ändert sich.

Stefan Ehrbar

Einen schlechteren Zeitpunkt für die Eröffnung seines Museums hätte der Schokoladen-Konzern Lindt nicht gefunden, wenn er danach gesucht hätte. Im September 2020, mitten in der Coronapandemie und in einer Zeit, in der ausländische Gäste die Schweiz mieden, weihte er sein Home of Chocolate in Kilchberg ZH ein. Doch die triste Pandemiezeit ist längst vergessen, denn was folgte, war eine Erfolgsgeschichte.

Vergangenes Jahr zählte Lindt 817'000 Besucherinnen und Besucher in seinem Museum, mehr als doppelt so viele wie geplant. Nach dem Zoo Zürich und dem Zoo Basel ist das Schokoladenmuseum innert weniger Jahre auf Platz 3 der beliebtesten Freizeitattraktionen der Schweiz vorgerückt. Das zeigt die Auswertung von Besucherzahlen durch CH Media.

Kleine Probleme bei der Vergleichbarkeit gibt es, weil nicht immer gleich gezählt wird. So kommunizierte das Verkehrshaus Luzern, dass es vergangenes Jahr von über einer Million Menschen besucht wurde. Damit wäre es das beliebteste Museum der Schweiz.

Allerdings werden Besucherinnen und Besucher teils mehrfach registriert: Wer einen Tagespass für das Verkehrshaus kauft, darf mit diesem das Museum, das Planetarium, separate Dauerausstellungen besuchen sowie Filme im Tagesprogramm des Filmtheaters auf dem Gelände schauen. Jede Aktivität wird aber in der Statistik separat verbucht. Mit einem Tagespass kann man also zwei- oder mehrfach in der Statistik auftauchen. Um diese Effekte etwas auszugleichen, wurden für diese Analyse für die Besucherzahlen des Verkehrshauses nur jene des Planetariums und des Museums addiert.

Besonders beliebt sind hierzulande Attraktionen, die sich mit Schokolade beschäftigen. Neben dem Home of Chocolate von Lindt zählen das Maison Cailler in Broc FR, das House of Läderach in Glarus-Nord sowie

Die meistbesuchten Freizeit-Institutionen			
Mit kostenpflichtigem Eintritt, Zahlen für das Jahr 2024			
	Museum/Institution	Ort	Besuchende
1	Zoo Zürich	Zürich	1'270'000
2	Zoo Basel	Basel	1'226'274
3	Lindt Home of Chocolate	Kilchberg ZH	817'000
4	Verkehrshaus Luzern	Luzern	712'539
5	Kunsthaus Zürich	Zürich	513'162
6	Maison Cailler	Broc FR	481'00
7	Olympisches Museum	Lausanne	432'000
8	Tierpark Goldau	Arth SZ	430'000
9	Schloss Chillon	Veytaux VD	400'000
10	Fondation Beyeler	Riehen BS	389'188
11	Technorama	Winterthur ZH	372'032
12	Landesmuseum	Zürich	369'282
13	Kunstmuseum Basel	Basel	344'071
14	Muséum d'histoire naturelle	Genf	310'000
15	Knies Kinderzoo	Rapperswil-Jona SG	300'000
16	House of Läderach	Glarus-Nord	300'000
17	Dählhölzli-Zoo	Bern	298'267
18	Walter Zoo	Gossau SG	275'502
19	Zuschauerterrasse Flughafen Zürich	Kloten ZH	270'000
20	Papiliorama	Kerzers FR	270'000
21	Fifa-Museum	Zürich	250'000
22	Aquatis Aquarium-Vivarium	Lausanne	230'000
23	Chocolarium	Flawil SG	230'000
24	Musée cantonal des Beaux-Arts	Lausanne	222'000
25	Chaplin's World	Corsier-sur-Vevey VD	200'000

Verkehrshaus: Museum & Planetarium • Schätzungen: Tierpark Goldau, Chocolarium, Papiliorama, Läderach, Kinderzoo, Chaplin's World, Aquatis.

Quelle: Institutionen/Grafik: ofi, ehs

das Chocolarium von Maestrani in Flawil SG zu den meistbesuchten Attraktionen. Der Glarner Schokoladenhersteller Läderach hat mit seiner 2021 eröffneten Erlebniswelt einen grossen Sprung nach vorne gemacht und zählte 2024 geschätzt 300'000 Besucherinnen und Besucher. Zu den ähnlich erfolgreichen Neugründungen gehört das Fifa-Museum in Zürich, das 2016 in Betrieb ging und mit über 250'000 Besucherinnen und Besuchern nun schon zu den grössten Museen des Landes gehört. Ebenfalls stark zugelegt hat im Vergleich

mit 2019, dem letzten Jahr vor der Coronapandemie, das Kunsthaus Zürich. Es konnte die Zahl der Besuchenden massiv steigern: um fast 250'000. Das dürfte mit der Eröffnung des Erweiterungsbaus im Herbst 2021 zusammenhängen. Mit diesem konnte das Angebot deutlich ausgebaut werden. Finanziell hingegen brachte die Erweiterung dem Kunsthaus bisher kein Glück, stattdessen wuchsen die Defizite. Ausgezahlt hat sich der Umzug ins neue Lausanner Museumsquartier Plateforme 10 hingegen für das Musée cantonal des Beaux-Arts, das um

fast 125'000 Besucherinnen und Besucher zulegte. **Dinos bleiben unerreicht** Andere Institutionen wachsen bei den Eintrittszahlen nur noch schwach oder gar nicht mehr. Dazu gehört der Zoo Zürich, der zwischen 2019 und 2024 nur 16'000 Besuchende dazugewann – ganz anders als sein Pendant in Basel, das in derselben Periode um 219'124 Gäste zulegte. Kann der Basler Zolli, der 2024 auch von den Aktivitäten rund um sein 150-Jahr-Jubiläum profitieren konnte, diese Dyna-

mik beibehalten, könnte er bald seine Zürcher Konkurrenz vom Thron stossen. Dass der Zoo Zürich schwächelt, könnte mit Preiserhöhungen im Jahr 2020 zu tun haben, relativ vielen Bauarbeiten – und der Tatsache, dass der Zoo tierfreundlicher wurde. Das schmälert paradoxerweise die Attraktivität für einige Gäste. Im Gegensatz zu früher ist in den neuen, weitläufigeren Anlagen nicht mehr garantiert, dass man die Tiere zu Gesicht bekommt. Ebenfalls weniger Besucherinnen und Besucher als noch 2019 zählten im vergangenen Jahr das Schloss Chillon und das Freilichtmuseum Ballenberg. In beiden Fällen handelt es sich um Aktivitäten an freier Luft, deren Besucherzahlen stark vom Wetter abhängig sind. In solchen Fällen sind Schwankungen zwischen einzelnen Jahren grösser. Das Naturhistorische Museum in Bern wiederum zählte vergangenes Jahr mit seinen gut 140'000 Gästen über 50'000 weniger als im Jahr 2019. Im langjährigen Schnitt war das Haus, doch eine Dinosaurier-Ausstellung im Jahr 2019 war überaus beliebt, sodass im Vergleich der beiden Jahre ein Minus in den Büchern steht. Berücksichtigt wurden für diese Analyse abgeschlossene Institutionen, die kostenpflichtig sind und die Zahlen kommunizieren oder deren Eintritte plausibel geschätzt werden können. Nicht berücksichtigt wurden Erlebnisbäder und sonstige Sportstätten. Sowohl das Alpmare in Pfäffikon SZ, der Säntispark in Abtwil SG, das Splash & Spa in Rivera TI oder das Fortyseven in Baden AG würden sich aber im vorderen Teil der Rangliste befinden. Auch Hotel- und Ferienresorts wurden ausgeklammert. Dasselbe gilt für Orte, die für kulturelle Veranstaltungen aufgesucht werden wie etwa das Hallenstadion, das Theater Basel oder Festivals. Eine gewisse Unschärfe bleibt, weil zum Teil auch Gratisintritte in den Zahlen enthalten sind. Das ist etwa bei einem Tag der offenen Tür der Fall.

L'UE fourbit ses armes commerciales

ÉCHANGES Si Donald Trump maintient ses droits de douane punitifs, Bruxelles pourrait cibler les services américains, dont la tech, en dégainant sa loi anti-coercition. Mais, officiellement, une «solution négociée» est encore espérée avant le couperet du 1er août

VALÉRIE DE GRAFFENRIED, BRUXELLES

Le bras de fer se poursuit, alors que la date butoir du 1er août, celle à partir de laquelle Donald Trump pourrait imposer une surtaxe de 30% sur tous les produits européens, approche. Jusqu'au bout, la Commission européenne, qui négocie au nom des Vingt-Sept, espère une «solution négociée» qui ferait moins mal. Mais Donald Trump n'est visiblement pas prêt à lâcher du lest. Du coup, la riposte de l'UE se prépare de plus belle. Les couteaux s'aiguisent. Et le «bazooka économique» pointe le bout de son nez. Une arme encore jamais dégainée.

«Bazooka»? Il s'agit d'un nouvel instrument anti-coercition (ACI) de l'UE, censé être activé une fois les voies diplomatiques épuisées. L'ACI est entré en vigueur en novembre 2023, après un épisode de coercition chinoise contre la Lituanie qui venait d'accueillir une délégation de Taïwan. Si l'UE a établi deux listes de produits américains, allant du bourbon aux Boeing, en passant par les jeans, qui pourraient subir des surtaxes comme mesures de représailles, le mécanisme juridique et commercial permettrait d'aller plus loin.

Solution de dernier recours

Il est censé aider l'UE à se défendre face à des pressions économiques hostiles et des chantages commerciaux (menaces de sanctions, embargos, taxes ciblées, restrictions commerciales, etc.) utilisés comme arme géopolitique, sans devoir passer immédiatement par l'Organisation mondiale du commerce (OMC). Degainé en principe si aucune solution négociée n'est trouvée, il devrait également avoir un effet dissuasif pour autant qu'il soit bien brandi.

En avril dernier, Bruxelles a retiré le whisky d'une première liste de produits américains à taxer, craignant des représailles contre les vins et spiritueux européens. (POITIERS, 19 MARS 2025/JEAN-FRANÇOIS FORT/HANS LUCAS)

La France fait justement partie des pays qui souhaitent une attitude plus ferme de la Commission européenne face à Donald Trump. Thierry Breton, ancien commissaire européen au Marché intérieur, a ouvertement plaidé en faveur de «mesures anti-coercition». Emmanuel Macron aussi. Le jour de l'annonce des 30%, le président français a milité pour «accélérer la préparation de contre-mesures crédibles, par la mobilisation de l'ensemble des instruments à la disposition de l'UE, y compris le mécanisme anti-coercition, si aucun accord n'était trouvé d'ici au 1er août».

Sur X également, le ministre français au Commerce extérieur, Laurent Saint-Martin, a réclamé «un accord équitable ou une riposte proportionnée (biens, services, anti-coercition)». «Dans cette négociation, vous devez faire preuve de force, d'unité et de détermination», a de son côté déclaré le ministre français chargé de l'Europe, Benjamin Haddad, à Bloomberg. Et d'ajouter: «Nous pouvons aller plus loin.»

Le Conseil national de l'Industrie exceptionnellement réuni par le ministre de l'Industrie et de l'Énergie, Marc Ferracci, à Bercy hier

et le déplacement d'Emmanuel Macron à Berlin ce mercredi donnent aux Français deux nouvelles occasions pour insister sur la nécessité d'adopter une posture de négociation plus dure. Les négociateurs européens doivent «clairement faire savoir que nous sommes prêts à appuyer sur le bouton rouge» si Donald Trump refuse d'approuver des conditions acceptables, souligne à Politico un responsable français travaillant sur les questions commerciales.

Hier, Marc Ferracci a confirmé que, «depuis trois mois, les négociations n'ont pas abouti au résul-

tat escompté» et que «la position américaine s'est même durcie», appelant lui aussi à une «posture de négociation plus ferme et plus crédible». Il a évoqué un «danger mortel» pour certaines filières industrielles.

Riposte par étapes

Concrètement, l'instrument anti-coercition propose un éventail de mesures, allant au-delà de la simple taxation de produits. Il est notamment question de gel de contrats publics, de restriction d'accès au marché, d'interdiction d'importer certains produits, de

mesures fiscales spécifiques ou même de suspension d'autorisation d'exercer pour certaines entreprises. Les services américains pourraient être ciblés et visés par des restrictions, y compris la tech et les services financiers. Si les négociations n'aboutissent pas, l'instrument permettrait de riposter par étapes – certaines mesures mettraient des mois pour entrer en vigueur –, avec l'espoir d'exercer une pression qui pourrait faire changer Donald Trump d'avis.

Dans un tel scénario, les pays membres de l'UE doivent au préalable valider les mesures à la majorité qualifiée. Cela reviendrait à entrer de plain-pied dans une guerre commerciale aux effets potentiellement ravageurs, alors que près de 1700 milliards d'euros de biens et de services traversent l'Atlantique chaque année. Donald Trump a d'ailleurs déjà menacé de surenchère et averti que si l'UE surtaxait des produits américains, les États-Unis feraient de même en infligeant des surtaxes équivalentes qui viendraient s'ajouter aux 30%.

Mais pour l'heure, la présidente de l'Union européenne, Ursula von der Leyen, ne veut pas entendre parler du «bazooka». Elle n'est pas prête à sortir l'artillerie lourde. Et elle n'est pas la seule. Bruxelles a pour l'instant préparé deux listes de produits américains à taxer, l'une portant sur 22 milliards d'euros, édictée en réaction aux taxes américaines sur l'acier et l'aluminium, et la deuxième sur 72 milliards d'euros. Or cette deuxième liste était bien plus ambitieuse au départ et avoisinait les 100 milliards d'euros. Mais des pays comme l'Allemagne et l'Irlande ont expressément demandé à sortir certains produits de la liste. ■



«Le canton de Genève s’est longtemps reposé sur ses acquis»

FISCALITÉ. Karine Curti, directrice de la Flag, est inquiète concernant l’annonce du départ pour l’Italie de son cofondateur Renaud de Planta.

Nathalie Praz

Le départ pour l’Italie de Renaud de Planta, ancien membre du collège des associés de Pictet et cofondateur de la Fondation pour l’attractivité du canton de Genève (Flag), selon *Le Matin Dimanche* de ce week-end, alimente le débat sur l’attractivité fiscale genevoise, et plus largement suisse. Contacté, l’intéressé n’a pas réagi pour confirmer, ou commenter, cette information. Il a été remplacé en mai au conseil de la Flag par son ancien collègue Rémy Best. **Karine Curti**, directrice de la fondation, alerte sur les signaux de fragilité qui pèsent sur l’économie locale.



■ Quel est l’impact pour la Flag du départ de Renaud de Planta?

Renaud de Planta s’est retiré naturellement au 1^{er} mai 2025, après avoir quitté le collège des associés de Pictet en 2024. Il souhaitait ouvrir une nouvelle page personnelle. Pendant cinq ans, il a œuvré



Renaud de Planta. Le banquier est cofondateur de la Flag.

à la création puis au développement de la fondation. Son retrait ne change rien à notre stratégie: notre mission reste de rendre visibles les signaux qui témoignent de la perte d’attractivité économique de Genève. C’est d’autant plus crucial aujourd’hui avec une annonce comme celle-là (*ndlr: le départ, non confirmé, pour l’Italie de Renaud de Planta*).

■ Au-delà des cas individuels, la fiscalité suisse – et genevoise en particulier –

keystone

constitue-t-elle aujourd’hui un frein à l’attractivité du territoire pour les entrepreneurs ou les grandes fortunes?

Effectivement, certains signaux devraient nous alerter: à Genève, la charge fiscale totale peut atteindre 71,5% pour les entrepreneurs. La taxation de l’outil de travail pénalise ainsi fortement Genève. La valeur théorique de l’entreprise est intégrée à la fortune privée et imposée comme s’il s’agissait d’argent disponible, alors que les autres cantons appliquent des abattements ou des taux plus bas sur la fortune. Sur la fiscalité des personnes physiques, Genève est clairement désavantagé au profit des autres cantons ou pays. Le moment est venu de rouvrir le débat fiscal pour éviter d’aggraver la situation.

■ Pourtant l’initiative de la Jeunesse socialiste (JS), qui veut imposer à 50% les successions dépassant 50 millions et soumise au vote le 30 novembre, ne va pas dans ce sens...

Cette initiative est préoccupante. C’est un vrai danger

pour la prospérité de la Suisse et de Genève. Cette seule perspective a déjà un effet dissuasif: certains entrepreneurs repoussent leur installation tant que l’incertitude demeure. Si elle devait être acceptée, le temps ne serait plus à la réflexion mais à la déstabilisation. Cela provoquerait une vague de départs et de délocalisations parce que la charge fiscale deviendrait tout simplement insoutenable.

■ Les autorités ont-elles conscience du risque d’érosion fiscale et économique?

Je ne peux pas me prononcer à leur place, mais Genève s’est longtemps reposé sur ses acquis, en estimant que les entrepreneurs ne partiraient jamais. Pourtant, nous constatons déjà des départs: les entreprises réévaluent constamment leurs conditions comme l’environnement fiscal, la mobilité, l’accès au logement, etc. Dans notre enquête menée en 2022, 52% des entrepreneurs interrogés envisageaient de délocaliser leurs activités en dehors de Genève et 29% di-

saient déjà envisager de quitter Genève ou la Suisse...

■ Quelles actions concrètes devraient-elles engager?

Cela fait plusieurs années que les initiatives s’enchaînent et envoient des messages négatifs aux entrepreneurs. Elles visent à durcir les conditions cadre, au lieu de stimuler le tissu économique. Les autorités doivent être plus réactives et anticiper davantage les signaux émis par les entrepreneurs.

Ainsi Zurich a su développer des hubs technologiques attractifs et miser sur un aéroport avec des liaisons directes.

■ Pourtant la ministre genevoise de l’Economie Delphine Bachmann a annoncé en ce début d’année un plan «Innovation» pour attirer les start-up...

Il y a le temps politique et il y a le temps de la réalité économique. C’est très bien d’avoir des plans et des ambitions, mais il faut accélérer. Pendant que Genève prépare ses dispositifs, les autres cantons et pays n’attendent pas et attirent déjà talents et entreprises.■

La gratuité des transports publics pourrait coûter plus cher que prévu

Finances Selon la RTS, le chiffre prévu de 32 millions de francs pourrait doubler. Le Département de la santé et des mobilités dément.

Léa Frischknecht Textes

La facture de la gratuité des Transports publics genevois (TPG) pour les moins de 25 ans et du prix réduit pour les bénéficiaires AVS/AI pourrait s'avérer plus salée que prévu. C'est ce que révélait la RTS lundi. Budgétée à 32 millions de francs, la mesure, entrée en vigueur le 1^{er} janvier 2025, créerait une telle demande que son coût aurait déjà dépassé les 10 à 15 millions supplémentaires, selon des sources recoupées par le pôle enquête du service public qui affirme que d'ici à la fin de l'année, le budget pourrait presque doubler.

Lors d'un premier bilan en avril dernier, le Département de la santé et des mobilités (DSM) se disait satisfait d'avoir déjà atteint 32% du public visé avec 72'701 abonnements délivrés. Dont plus de la moitié concernait de nouveaux abonnés. «Une augmentation significative est attendue en août, lors du renouvellement des abonnements à l'occasion de la rentrée scolaire», indiquait encore le dé-

partement en avril. En parallèle, la RTS avance un autre chiffre: l'affluence dans les TPG n'aurait augmenté que de 3%. Un décalage avec la hausse des abonnements laissant entendre que la mesure visant à encourager l'utilisation des transports publics ne rencontre pas le succès escompté.

Contacté, le Département de la santé et des mobilités dément

les chiffres articulés et les conclusions tirées. «À ce stade, les projections disponibles établissent un coût d'environ 25 millions de francs pour la clientèle existante, soit dans le cadre de l'enveloppe des 32 millions prévue pour 2025», précise Marc-André Siegrist, porte-parole du département. Le DSM rappelle que, si le Canton a pris l'engagement de

financer le cœur de la mesure, il a également indiqué, et ce dès l'origine, que les 32 millions budgétés ne comprenaient pas l'effet d'aubaine, soit «les cas où des personnes déjà abonnées bénéficient désormais de la gratuité ou d'un tarif réduit». Le département affirme que l'État n'a «jamais annoncé qu'il compenserait intégralement cet effet d'aubaine» et que

celui-ci devrait faire l'objet d'un partage de responsabilité financière avec les opérateurs.

Le département de Pierre Maudet réfute aussi les chiffres sur l'affluence dans les transports et invite à la prudence. Selon lui, l'analyse de ces données implique divers paramètres dont «les données des autres opérateurs, l'effet différé des inscriptions de rentrée

scolaire ou les comportements d'usagers en période estivale».

«Une analyse rigoureuse et complète, au-delà de la seule fréquentation immédiate, est indispensable et fait l'objet d'une étude approfondie qui sera publiée en fin d'année», relate Marc-André Siegrist. En attendant, un bilan intermédiaire sera présenté fin août par le Conseil d'État.



Lucien Fortunati

La mesure était entrée en vigueur le 1^{er} janvier (photo d'illustration).

Une longue bataille politique pour le Canton

En mars 2024, le Conseil d'État, à l'issue d'un exercice fiscal 2023 positif, déposait un projet de loi visant la gratuité des transports publics pour les moins de 25 ans. Mais le texte, qui prévoyait également l'assouplissement des tarifs des Transports publics genevois (TPG), est alors refusé par le Grand Conseil qui souhaitait également la gratuité pour les seniors.

Après de nombreuses tergiversations politiques, le projet est finalement accepté en mai 2024 par

le Législatif. Les moins de 25 ans dont le revenu déterminant unifié annuel (RDU) est inférieur à 50'000 francs bénéficieront de la gratuité. De leur côté, les bénéficiaires de l'AVS et de l'AI résidant sur Genève recevront une réduction de 50% sur l'abonnement annuel.

Mais l'affaire ne s'arrête pas là. Cinq mois plus tard, deux députés PLR, Adrien Genecand et Yvan Zweifel, déposent un recours en leur nom. Ils contestent la confor-

mité du projet au droit supérieur qui prévoit que «les prix payés par les usagers des transports publics couvrent une part appropriée des coûts».

L'effet suspensif demandé par le recours puis le recours lui-même sont finalement rejetés par la Chambre constitutionnelle. La gratuité partielle des TPG entre donc en vigueur le 1^{er} janvier 2025. Le lendemain, près de 6000 abonnements avaient déjà été distribués.

Sind meine Daten auf der neuen E-ID sicher?

Abstimmung Am 28. September 2021 lehnte das Volk das Gesetz zur elektronischen Identität noch wuchtig ab. Jetzt wird über einen neuen Vorschlag an der Urne entschieden. Einige Dinge sind dieses Mal anders.

Quentin Schlapbach

— **Worüber stimmen wir ab?**

Wer sich in der Schweiz ausweisen will, muss einen Pass oder eine Identitätskarte vorweisen. Als dritte Option soll es ab 2026 die E-ID geben. Dieser Identitätsnachweis ist eine digitalisierte ID. Sie soll dieselben Angaben enthalten wie die analoge ID: Name, Vorname, Geburtsdatum, Geschlecht, Heimatort, Geburtsort, Nationalität, ein Porträtfoto – und zusätzlich noch die AHV-Nummer. Im Gegensatz zu den physischen Ausweisdokumenten wird der Bund die E-ID gratis ausstellen. Auch Ausländerinnen und Ausländer, die in der Schweiz wohnhaft sind, können einen digitalen Ausländerausweis anfordern. Die Nutzung der E-ID ist freiwillig. Doch gegen deren Einführung wurde das Referendum ergriffen, daher kommt sie zur Abstimmung.

— **Wofür kann ich die E-ID verwenden?**

Die E-ID soll dort zum Einsatz kommen, wo heute ein amtlicher Ausweis vonnöten ist. Vor allem im digitalen Raum kann das zu Erleichterungen und Zeitersparnis im Alltag führen – etwa bei der Eröffnung eines Bankkontos oder beim Bestellen eines Strafregisterauszugs. Wer Registerauszüge online bestellte, musste bisher extra die ID einscannen – das fällt weg. Auch beim Onlineshopping oder beim Self-Check-out im Supermarkt kann die E-ID als Altersnachweis beim Kauf von Alkohol oder Zigaretten verwendet werden.

— **Wo wird die E-ID gespeichert?**

Herzstück der neuen Digitalisierungsoffensive des Bundes ist die Swiyu-App. Sie funktioniert vereinfacht gesagt wie ein digitales Portemonnaie. Schon heute kann sie in einer Betaversion aufs Smartphone geladen werden. Neben der E-ID sollen in der App künftig auch andere Dokumente – etwa der Führerausweis



Gegnerinnen und Gegner der E-ID übergeben der Bundeskanzlei Ende April die Unterschriften für das Referendum. Foto: Matthias Spicher («20 Minuten»)

– digital abgelegt werden können. Wer ins Ausland in die Ferien fährt, braucht also theoretisch bald nur noch sein Smartphone, um sich an der Grenze auszuweisen oder ein Auto mieten zu können. Allerdings muss die Schweizer E-ID im Ausland zuerst noch als offizielles Ausweisdokument anerkannt werden. Dies will der Bundesrat nach Inkrafttreten der Vorlage bilateral mit anderen Ländern regeln.

— **Haben wir nicht gerade über die E-ID abgestimmt?**

Doch. Vor viereinhalb Jahren stimmte die Schweizer Bevölkerung bereits einmal über ein E-ID-Gesetz ab. Die Vorlage scheiterte damals an der Urne relativ klar – zu fast zwei Drit-

teln sagte die Schweizer Stimmbevölkerung Nein. Damals war der Plan, dass nicht der Bund, sondern private Anbieter die E-ID ausstellen sollten. Der Staat wäre folglich nur eine Art Datenlieferant gewesen, der den privaten Firmen die Informationen in einem zentralisierten System zur Verfügung gestellt hätte. Das führte zu grossen Bedenken bezüglich Datenschutz.

Die damaligen Gegner argumentierten auch, dass nur der Staat einen offiziellen Identitätsnachweis ausstellen solle und nicht private Firmen. SP, Grüne, GLP und auch Fachverbände wie die Digitale Gesellschaft oder Campax stellten sich damals gegen die Vorlage.

— **Was ist im Vergleich zum Vorschlag von 2021 anders?**

Damals waren die Unsicherheiten beim Datenschutz ein entscheidender Grund dafür, dass die Vorlage abgelehnt wurde. Entsprechend haben Bund und Parlament in diesem Bereich nachgebessert. Das neue E-ID-Gesetz sieht vor, dass die Daten nicht mehr zentral, sondern an vielen unterschiedlichen Orten gespeichert werden. Durch eine dezentrale Speicherung kann das Risiko von grossflächigen Datenlecks deutlich reduziert werden. Beim Vorzeigen der E-ID kann die betroffene Person selbst entscheiden, welche Informationen sie übermitteln will. Daten über die Nutzung dürfen nur gespeichert werden, wenn die Inha-

berin oder der Inhaber dem zustimmt. Die Verantwortung für die Aufsicht über das Projekt liegt aber allein beim Bund.

— **Was kostet das Ganze?**

Für die Entwicklung, den Betrieb und für Pilotprojekte rund um die E-ID hat der Bund zwischen 2023 und 2028 182 Millionen Franken budgetiert. Rund 100 Millionen Franken wurden in der Zwischenzeit bereits ausgegeben. Ab 2029 sollen die Betriebskosten dann jährlich 25 Millionen Franken betragen.

— **Wer ist für das Gesetz?**

Bei den Schlussabstimmungen im National- und im Ständerat waren alle grossen Parteien – von der SVP bis zu den Grünen –

mehrheitlich für die neue E-ID-Lösung. Auch die Fachverbände, die 2021 das Referendum angeführt hatten, sagen heute grossmehrheitlich Ja zur Vorlage. Die Befürworter sehen in der E-ID eine Schlüsseltechnologie für die digitale Transformation der Schweiz. E-Government-Dienste sollen vereinfacht werden. Auch beim Einkaufen im Internet (Stichwort: Altersnachweis) soll die E-ID mehr Sicherheit und Zeitersparnis bringen.

— **Wer ist gegen das Gesetz?**

Die Piratenpartei, die EDU, die Junge SVP, Mass-voll, die Freunde der Verfassung, Aufrecht Schweiz und das Verfassungsbündnis Schweiz haben Unterschriften für das Referendum gegen die E-ID-Vorlage gesammelt. In den letzten Monaten entbrannte unter den Gruppen ein Streit darüber, wer wie viele Unterschriften beigetragen hat. Unter den grossen Parteien könnte auch die SVP noch ins Nein-Lager wechseln. Bereits im Parlament sagte rund ein Drittel der Fraktion Nein zur Vorlage. In der Basis dürfte die Skepsis gegenüber dem Projekt noch grösser sein. So fassten die Delegierten der SVP Kanton Zürich an ihrer Versammlung im Juli mit 132 zu 54 Stimmen klar die Nein-Parole. Auf Bundesebene steht die Parolenfassung der SVP noch aus.

— **Wie argumentieren die Gegner?**

Die Gegner kaufen dem Bundesrat nicht ab, dass es sich bei diesem Projekt «nur» um eine digitale Identitätskarte handelt. Sie befürchten vielmehr, dass die E-ID irgendwann nicht mehr freiwillig ist und dann zur Überwachung der Bürgerinnen und Bürger eingesetzt werden könnte. Während man sich heute im Alltag kaum je ausweisen müsse, werde das mit der E-ID viel öfter der Fall sein, behaupten die Gegner der E-ID weiter. Auch misstrauen sie den Datenschutzstandards des Bundes. Die Skepsis der Gegner wird massgeblich von den Erfahrungen während der Coronapandemie genährt.

«Das Argument höre ich immer wieder, aber es stimmt nicht»

Annette Luther, Präsidentin des Scienceindustries-Verbandes, erklärt im Gespräch mit Peter A. Fischer und Dieter Bachmann, warum sie nichts von der Behauptung hält, die Schweizer Wirtschaft wachse mit der Personenfreizügigkeit nur in die Breite

Frau Luther, der wichtigste Markt für die Pharmaindustrie sind die USA. Was kümmert Sie überhaupt das Verhältnis der Schweiz zur EU?

Die EU ist bei weitem die grösste Handelspartnerin für unsere Industrien Pharma, Chemie und Life-Sciences. Von unseren Exporten gehen mehr als die Hälfte in die EU und ungefähr 23 Prozent in die USA. Drei Viertel der chemisch-pharmazeutischen Importe kommen aus der EU.

Wie wichtig sind aus Ihrer Sicht die neuen Marktzugangsabkommen mit der EU für die Schweiz?

Die Firmen in der Pharmabranche, der biochemischen und auch der chemischen Industrie sind zwingend auf diese Abkommen angewiesen. Sie waren in den vergangenen Jahrzehnten zentrale Treiber des Wohlstands. Ich denke, das zeigt, dass die neuen Verträge auch für die Schweiz als Ganzes sehr wichtig sind.

Und wieso brauchen Ihre Industrien die neuen Verträge mit der EU?

Aus mindestens drei Gründen. Erstens für die gegenseitige Anerkennung technischer Standards, die sogenannten Mutual Recognition Agreements (MRA). Sie sind sehr wichtig zur Beseitigung technischer Handelsbarrieren. Zweitens brauchen wir die Personenfreizügigkeit. Sie ermöglicht es uns, dringend benötigte Mitarbeiter zu finden. Ohne die Personenfreizügigkeit hätten wir in der Schweiz gar nicht so wachsen können; es gibt auf dem Schweizer Arbeitsmarkt nicht genügend Fachkräfte. Die demografische Entwicklung dürfte den Wettbewerb um knappe Arbeitskräfte in Zukunft übrigens noch verschärfen. Und drittens sind für uns als forschungsintensive Industrien die Abkommen zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit der EU wirklich wichtig. Nicht unmittelbar, aber längerfristig sind sie entscheidend für das gesamte Ökosystem aus Bildungsinstituten, Hochschulen, Startups und hochspezialisierten KMU, auf das wir am Standort Schweiz bauen.

Hat sich für Sie etwas geändert, als die EU die Partizipation der Schweiz an der europäischen Forschungsk Kooperation einschränkte?

Die Hochschulen haben das sofort gemerkt. Gerade für junge Forscher wurden sie weniger attraktiv. Wir als sehr internationale Konzerne waren weniger direkt betroffen, aber Startups und KMU hatten teilweise sehr enge Kooperationen mit europäischen Partnern, die gefährdet waren.

Sie unterstreichen die Bedeutung der Personenfreizügigkeit. Wie viele der Mitarbeiter von Roche oder ihrer Industrien stammen aus der EU?

Bei den grenznahen Unternehmen in Basel sind es etwa die Hälfte, wovon wiederum die Hälfte Grenzgänger sind.

Kämen diese nicht auch ohne Personenfreizügigkeit und Verträge mit der EU?

Es gibt das Kontingentsystem für alle Arbeitnehmer aus Nicht-EU-Ländern. Das ist aufwendig und bürokratisch. Man muss für jede einzelne Stelle einen Antrag stellen und nachweisen, wieso man niemanden in der Schweiz oder in der EU findet. Das können grosse Konzerne leisten, es dauert aber lange. Wenn wir auch Mitarbeiter aus der EU so anstellen würden, wäre das sehr komplex und unattraktiv.

Vor der Einführung der Personenfreizügigkeit fanden Sie doch auch Leute. Es war schwieriger, und vor allem hatte man lange diese Unsicherheit. Der Wettbewerb um Fachkräfte hat sich inzwischen verstärkt. Müsste man sich einer Anstellung immer bis zum Ende eines längeren bürokratischen Prozederes und Entscheids warten, wäre das ein grosser Standortnachteil für die Schweiz.



ILLUSTRATION SIMON TANNER / NZZ

Kritiker der Personenfreizügigkeit behaupten, diese führe nur dazu, dass sich die Industrie im Ausland günstig Arbeitskräfte holen werde, statt mehr in die Einheimischen zu investieren oder ältere Angestellte weiterzubeschäftigen.

Wir haben klare Regeln zum Lohnschutz und keine Dumpinglöhne. Mit den neuen Verträgen ist abgesichert, dass das so bleibt. Gleichzeitig engagieren sich unsere Branchen stark in der Ausbildung und der Förderung von inländischen Fachkräften. Dennoch zeigt sich: In einer hochspezialisierten, exportorientierten Industrie reicht das inländische Potenzial nicht aus. Die Personenfreizügigkeit ermöglicht es, gezielt Lücken zu schliessen – gerade bei Berufen mit spezifischem Know-how.

Wachsen wir damit nicht nur in die Breite? Es kommen immer mehr Leute, die eine Nachfrage nach noch mehr Leuten schaffen?

Das Argument höre ich immer wieder. Aber es stimmt nicht. Der Wohlstand in der Schweiz ist in den vergangenen 25 Jahren enorm gewachsen. Die Wirtschaftsleistung pro Kopf und die Löhne sind in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich über dem europäischen Durchschnitt gestiegen. Nicht weil wir einfach mehr wurden, sondern weil wir auch dank der Personenfreizügigkeit insgesamt produktiver wirtschaften.

Hat die Zuwanderung nicht Schweizer verdrängt?

Ich kann für unsere Branchen sprechen. Bei der passenden Qualifikation ist es für uns immer einfacher, jemanden einzustellen, der schon in der Schweiz ist. Aber die Zuwanderung hat uns wachsen lassen und damit attraktive, zusätzliche Stellen für die Schweizer geschaffen.

Der Bundesrat betont, dass es der Schweiz gelungen sei, die Personenfreizügigkeit auf Erwerbstätige zu beschränken. Kritiker bemängeln, sie werde ausgedehnt. Die Erfahrung zeigt deutlich: Unter der Personenfreizügigkeit kommen Leute in die Schweiz, die hier arbeiten wollen und eine Stelle gefunden haben.

Ausländer aus ärmeren EU-Ländern könnten zuerst arbeiten, sich dann lange arbeitslos melden, und sobald sie nach fünf Jahren eine Daueraufenthaltsbewilligung erhielten, könnten sie grosszügigere Sozialhilfe beziehen als in ihrer Heimat. Das ist ein sehr theoretisches Argument.

«Mit den neuen bilateralen Verträgen erhalten wir Zugang und Mitsprache dort, wo wir es wollen und brauchen.»

Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand in unseren Branchen eine Stelle bekommt, sich anstellen lässt und dann wieder kündigt, um arbeitslos zu werden und Sozialhilfe zu beziehen. Das wäre absurd.

Kritiker würden einwenden, die Personenfreizügigkeit möge gut für die Wirtschaft sein, aber sie überbürde die Kosten der erhöhten Zuwanderung der Allgemeinheit. Auch das halte ich für falsch. Diejenigen, die unter der Personenfreizügigkeit in die Schweiz kommen, sind qualifizierte Arbeitskräfte. Sie zahlen genauso Steuern wie die Schweizer. Ihre Ausbildung haben aber ihre Heimatländer finanziert, und sehr oft kehren sie auch dorthin zurück, bevor oder wenn sie pensioniert werden.

Wieso kann man nicht einfach auf die neuen Abkommen verzichten und bei den alten bleiben?

Die EU will verständlicherweise, dass alle im Binnenmarkt nach den gleichen Regeln in Wettbewerb treten. Wenn wir dazu nicht bereit sind, will sie die Abkommen nicht mehr aufdatieren. Dann würden wir langsam, aber sicher den Anschluss verlieren. Mittelfristig würde das auch die Personenfreizügigkeit gefährden. Zudem sehen wir ja gerade mit den USA, dass grosse Märkte immer häufiger verlangen, dass man vor Ort produziert. Dank den bilateralen Verträgen können wir auch aus der Schweiz heraus Teil eines grossen Marktes sein, und die Schweiz bleibt so als Wirtschaftsstandort attraktiv.

Neben der Personenfreizügigkeit haben Sie die Mutual Recognition Agreements als zentralen Bestandteil der Verträge genannt. Worum geht es da konkret?

Die MRA regeln, wie man gegenseitig Normen anerkennt und Prozesse als so konform betrachtet, dass man nicht mehr zwei verschiedene Kontrollen braucht, die inländische und die des Handelspartners. Das erleichtert den Handel enorm und spart der Schweizer Wirtschaft jährlich rund 500 Millionen Franken – ein direkter Standortvorteil. Wo wir keine MRA haben, kommen die Behörden jedes Landes einzeln und kontrollieren unsere Produkte und Anlagen. Solche Audits verlangen umfangreiche Vorbereitungen und legen den Betrieb lahm. Mit der EU macht das nur noch eine Behörde, entweder die schweizerische oder die europäische.

Was würde passieren, wenn die neuen Abkommen mit der EU abgelehnt würden? Unsere MRA sind jetzt schon veraltet, wie die Medtech-Branche spüren musste. Eine neue Diagnostik- und eine neue Pharma-regulierung sind schon in Vorbereitung.

Können Sie dann die MRA nicht einfach anpassen?

Nein, dazu ist die EU nicht mehr bereit, bevor die Verträge verabschiedet sind. Und jede neue Regulierung, die nicht mehr abgedeckt ist, schafft für uns ein neues Problem.

Die Schweizer Medtech-Industrie ist trotz fehlender Aufdatierung des MRA nicht untergegangen.

Die Firmen müssen alles einzeln durch die EU nochmals überprüfen lassen und dort eine Vertretung haben, die die Verantwortung übernimmt. Das hat gerade kleinere Firmen hart getroffen und führt bei grösseren Unternehmen tendenziell dazu, dass mehr in der EU und weniger in der Schweiz investiert wird.

Könnte die Schweiz mangels Abkommen nicht einfach einseitig die EU-Zulassungen anerkennen?

Und was wäre der Vorteil für die Schweiz? Mit den neuen Verträgen erhalten wir immerhin ein Mitspracherecht, wenn die EU neue Bestimmungen vorbereitet.

Sie muss dann aber dynamisch alle neuen Regeln übernehmen.

Das müssen wir sowieso, wenn wir Handel mit der EU treiben wollen. Dies gilt jedoch nur in den genau definierten Bereichen, und das erst noch in einem Prozess, bei dem wir auch Nein sagen können. Heute übernimmt die Schweiz die Regeln automatisch, und unsere Firmen müssen alles übernehmen und umsetzen, was der EU-Markt verlangt, ohne dass wir dazu etwas zu sagen haben.

Was heisst das jetzt konkret in Bezug auf die Souveränität?

Wenn Sie in einem anderen Land etwas verkaufen wollen, müssen Sie die dortigen Regeln beachten. Jeder Handelsvertrag bringt einen gewissen Souveränitätsverlust mit sich. Mit der EU haben wir nun neu einen Schlichtungsmechanismus vereinbart, bei dem das paritätische Schiedsgericht die zentrale Rolle spielt. Der Europäische Gerichtshof ist nur gefragt, wenn es um die Interpretation von grundsätzlichem Binnenmarktrecht geht. Anders als oft behauptet, würde er in einem Schiedsgerichtsprozess nichts entscheiden. Die Auslegung der Schweizer Gesetzgebung bliebe bei der Schweiz. Und wir wären nicht mehr willkürlichen Retorsionsmassnahmen der EU ausgesetzt. Meines Erachtens werden die neuen Verträge unsere Situation und unsere Mitspracherechte de facto verbessern.

Sollte man dann nicht besser gleich der EU beitreten?

Das sehe ich nicht. Mit den neuen bilateralen Verträgen erhalten wir Zugang und Mitsprache dort, wo wir es wollen und brauchen. Sie garantieren uns verlässliche und stabile Beziehungen zur EU als unserem wichtigsten Handelspartner, ohne dass wir alle Zwänge einer Mitgliedschaft übernehmen müssen. Die neuen Verträge sind so sehr massgeschneidert, wie das bisher kein anderes Land erreicht hat. Wir sollten uns diese Chance nicht entgehen lassen.

Annette Luther hat im Mai das Präsidium von Scienceindustries, dem Verband der Schweizer Pharma-, Chemie- und Life-Science-Unternehmen, übernommen. Von 2014 bis 2020 leitete die ausgebildete Apothekerin und promovierte Biochemikerin Roche Diagnostics International in Rotkreuz. Zuvor hatte sie die Kommunikation der Pharmadivision von Roche geleitet, danach arbeitete sie für den Roche-Verwaltungsrat und übernahm schliesslich die Verantwortung für die externen Beziehungen mit der Schweiz.

NZZ

Pro

Dieser Artikel ist bei «NZZ Pro» erschienen, dem Premiumangebot der NZZ mit dem vertieften Blick voraus auf Weltwirtschaft und Geopolitik.

www.nzz.ch/pro

DIE SCHWEIZ UND DIE EU

Wie viel Europa in einer gespaltenen Welt? Nach jahrzehntelangen Diskussionen hat die Schweiz neue Abkommen mit Brüssel verhandelt. Diese regeln die Teilnahme am EU-Binnenmarkt und legen fest, wo und wie Regeländerungen übernommen werden müssen. Was ist der Preis dieser Verträge, und was bedeutet das Paket für die künftige Stellung der Schweizer Wirtschaft und Gesellschaft in einem von geopolitischen Spannungen gekennzeichneten Europa?

Avec la Voie bleue, des riverains voient rouge

MOBILITÉ A Genève, la ligne qui reliera par bateau la rive gauche et la rive droite du lac a été validée par l'Office fédéral des transports. Des recours vont être déposés, dont un de la commune de Corsier

YVAN PIERRI

C'est officiel, une nouvelle voie lacustre naviguera sur le lac Léman. Vendredi dernier, l'Office fédéral des transports (OFT) a autorisé la Compagnie générale de navigation sur le lac Léman (CGN) à lancer sa Voie bleue, reliant le port de la commune de Corsier au port Saladin, à Bellevue. L'objectif est de proposer une traversée du lac permettant de connecter les rives gauche et droite du canton. La concession à la CGN est la «dernière étape officielle» avant l'entrée en activité de la Voie bleue prévue pour le 15 septembre 2025. Le début d'une phase de test censée durer trois ans avant l'introduction d'un bateau zéro émission, en cas de résultats satisfaisants.

En l'état, les usagers voulant joindre Bellevue depuis Corsier doivent contourner le lac par un long trajet pouvant durer une heure et demie. La CGN avance que la Voie bleue devrait permettre de traverser cette distance en «seulement quinze minutes». Le projet s'est fait avec le concours de 12 communes genevoises, de la CGN ainsi que du secteur privé. Le projet de la Voie bleue est «centré autour du vélo», s'adresse avant tout aux cyclistes et vise l'objectif «zéro voiture». Le bateau Valais a même été «transformé» pour être

moins polluant et, surtout, pour accueillir une quarantaine de vélos ou de trottinettes, de même que les navettes qui conduiront les gens vers le port de Corsier.

Un lieu «à préserver»

Christine Soulié, présidente de Sauvons la baie de Corsier, se montre quant à elle sceptique. «Il n'y a qu'une seule ligne de bus et nos voies cyclables sont peu développées», s'inquiète-t-elle. Sauvons la baie de Corsier lutte contre l'aboutissement de la Voie bleue depuis l'annonce du projet. «La baie de Corsier est un endroit magnifique qu'il faut absolument préserver», appuie Christine Soulié.

Elle craint que la Voie bleue génère un attrait, notamment chez les frontaliers, qui pourrait engendrer plus de trafic dans une zone déjà peu adaptée à la circulation motorisée. Des conclusions de l'étude du bureau Emch+Berger, commandée par les habitants de la commune en 2023, estimaient que ces derniers pouvaient attendre entre 77 et 98 véhicules par traversée si le projet aboutissait. Un volume élevé pour une commune qui dispose de 44 places de parking à durée limitée. Les auteurs de l'étude craignent en outre une potentielle «situation dramatique» avec «des blocages importants». Une éventualité que redoute également Christine Soulié, alertant sur une configuration «accidentogène».

Pour l'association, le projet profite surtout aux collaborateurs de Lombard Odier habitant sur la rive gauche. La banque,

partenaire du projet, établira son nouveau siège social à Bellevue. «Cette traversée a été initiée pour les collaborateurs de Lombard Odier afin qu'ils se rendent sur leur lieu de travail. Il n'a qu'un intérêt privé car il n'officiera qu'aux horaires des pendulaires», fustige la présidente de Sauvons la baie de Corsier. «Rien ne va, mais on fait comme si, car le déménagement de la banque pointe le bout de son nez et aucune solution n'a été trouvée», accuse de son côté Romain Jordan, avocat de plusieurs associations et privés concernés.

«Corsier est simplement le pire choix»

CHRISTINE SOULIÉ, PRÉSIDENTE DE L'ASSOCIATION SAUVONS LA BAIE DE CORSIER

Des reproches que Bernard Taschini, l'un des promoteurs du projet pendant qu'il était maire de Bellevue, bat en brèche en renvoyant à la décision fédérale. «Dans sa décision, l'OFT écrit que la Voie bleue répond à un véritable intérêt public pour les usagers en contribuant positivement aux transports publics de la région. Beaucoup de personnes habitent sur la rive gauche et travaillent sur la rive droite. C'est le cas de certains collaborateurs de Lombard Odier mais aussi de ceux du groupe Richemont.» Il cite même l'exemple d'un ambassadeur qui perdait deux heures par

jour pour se rendre à son travail. Il rappelle en outre que «la réalité est que si 12 communes soutiennent le projet, en plus du canton, c'est qu'il y a un intérêt public. La décision de l'OFT vient enfoncer le clou.» Vincent Pellissier, directeur général de la CGN, rappelle au passage que le débarcadère est une propriété officielle de la CGN et est donc déjà régulièrement utilisé.

«Stupéfaite» et «indignée»

Christine Soulié n'est pas «fondamentalement opposée» à un projet comme celui de la Voie bleue. «Corsier est simplement le pire choix.» Elle évoque la commune de Cologny, plus proche du bassin de population et prête à accueillir le projet. «Le port de Corsier s'est imposé à l'issue d'un processus approfondi aussi parce qu'il est proche des personnes qui bénéficieront de cette traversée», souligne Vincent Pellissier, rappelant que le projet avait vocation à exploiter des infrastructures déjà existantes. L'association Sauvons la baie de Corsier a déclaré qu'elle ferait recours, tout comme Romain Jordan.

De son côté, la commune de Corsier aussi a annoncé au *Temps* qu'elle ferait recours. «C'est un non-sens, d'un point de vue de l'entente intercommunale, d'imposer un projet à une commune qui n'en veut pas, alors qu'une autre le souhaite», affirme Killian Sudan, le maire de Corsier. Ce dernier a en outre déclaré que la municipalité était «stupéfaite» et «indignée» de la décision de l'OFT, d'autant que la commune s'était expressément prononcée en juin contre le projet. ■

La canicule de juin a été appréciée par certaines cultures locales

Météo Malgré le temps changeant de cet été, le maïs, le soja, les tournesols et le vignoble du canton n'ont pas eu trop chaud.

Aujourd'hui, la température moyenne dépasse les 30 degrés douze fois par an. Mais selon les scénarios climatiques de la Confédération, si le réchauffement continue à ce rythme, le nombre de jours de canicule doublera pour certaines villes de Suisse d'ici à 2060 et triplera d'ici à 2085. Cet été devrait même être le 5^e plus chaud de Suisse depuis le début des mesures en 1864.

Après le mois caniculaire de juin, juillet semble toutefois apporter un peu de fraîcheur. Comment les cultures et le vignoble genevois se comportent-ils avec ces changements de températures et de conditions météorologiques?

Savoir profiter du Rhône

Le 30 juin, le thermomètre est monté à 35,6 degrés à Genève. Si ces conditions affectent notre santé et notre sommeil, cette année les cultures ont plutôt pu en bénéficier, notamment car les fortes chaleurs n'ont pas duré trop longtemps. «Le maïs, le soja et les tournesols n'aiment pas

trop s'il fait plus de 35 degrés, mais il a fait assez frais en mai et ces cultures de printemps avaient besoin d'un coup de chaud pour bien partir dans leur croissance», explique Jacques Wurtz. Le technicien agricole d'AgriGenève poursuit en expliquant que pour les céréales comme le blé, la période de floraison était terminée. La canicule a pour une fois pu bénéficier à la qualité du grain.

«Il n'y a pas deux années qui se ressemblent désormais, mais là, ce sont des conditions idéales avec les chaleurs du mois dernier et les pluies qui arrivent ces prochains jours.» Selon Jacques Wurtz, les températures sont, trois années sur quatre, de plus en plus favorables aux cultures de printemps. L'avenir est plus compliqué pour les céréales qui souffrent des fortes chaleurs au printemps, au moment de leur floraison.

«Ce qui sera déterminant avec le réchauffement climatique, c'est l'accès à l'eau, car les agriculteurs sont tributaires des pluies qui deviennent rares et irrégulières.

Avec le climat méditerranéen qui s'installe dans notre région, ça pourrait être le bon moment de relancer des réflexions sur l'irrigation provenant du Rhône avec des systèmes en commun», propose le technicien agricole.

Le raisin se porte bien

«La période décisive pour le vignoble, c'est surtout entre avril et mai, où il peut y avoir un gel printanier fatal pour les vignes, indique Ellinor Sekund, conseillère viticole à AgriGenève. La canicule de juin n'a pas eu d'impact négatif sur la vigne. Jusqu'à présent, aucun blocage de la maturité ni signe marqué de sécheresse n'ont été observés.»

La technicienne viticole informe qu'il s'agit d'une année plutôt facile jusqu'à présent et qu'il n'y a pas eu non plus trop de précipitations favorisant les maladies. Des réflexions commencent toutefois à être portées sur des porte-greffes résistant mieux aux sécheresses.

Bastien Nespolo

Une longue et intense canicule frappe la planète jusqu'au cercle polaire

Le Père Noël est en sueur

MARGAUX LACROUX

Climat ► La ville qui abrite le célèbre village du Père Noël sue à grosses gouttes depuis plus d'une semaine. A Rovaniemi, le thermomètre géant installé sur la place centrale de ce parc à thème s'affole: il a encore franchi la barre des 30 degrés mardi, soit plus de dix degrés de dépassement par rapport aux températures les plus élevées relevées habituellement.

«Jusqu'à présent, la vague de chaleur a duré onze jours dans certaines stations météorologiques de Laponie occidentale», détaille Jaakko Savela, de l'Institut météorologique finlandais. Il confirme que cet épisode de fournaise est «exceptionnel» sur les terres du Père Noël: le record historique de quatorze jours consécutifs de canicule sera soit égalé soit dépassé d'ici à la fin de la semaine.

Ce qui l'est encore davantage, c'est qu'au-delà de la Finlande, c'est l'ensemble des pays nordiques qui souffrent d'une période prolongée de températures élevées, avec des anomalies particulièrement marquées dans toute la Laponie. Cette région, la plus septentrionale de l'Europe, rassemble les terres de la Fennoscandie (Norvège, Suède, Finlande et un petit bout de Russie) situées au-delà du cercle arctique.

Les rennes en danger

Il a fait 34 degrés la semaine dernière en Norvège et la Laponie suédoise n'est pas en reste: les feux de camp y ont été interdits, de peur que la forêt boréale ne s'embrase. Durant les prochains jours, le risque d'incendie est par endroits jugé «extrême» par les autorités jusqu'à la latitude de Kiruna, ville lapone célèbre pour ses aurores boréales ainsi que pour sa mine géante.

A cause de la chaleur, des cyanobactéries se multiplient



Une température de 32 degrés au cercle polaire arctique: ce qui vaut une photo insolite aujourd'hui pourrait bien devenir la nouvelle normalité. DR

dans les lacs ainsi que sur les côtes finlandaises. L'effet est visible sur les photos satellites: l'eau devient bleu vert. Ces bactéries toxiques peuvent être «dangereuses pour la santé» des humains et des animaux, rappelle l'agence gouvernementale. Des densités importantes de dioxygène l'eau et peuvent entraîner une mortalité massive de poissons.

Le peuple autochtone Sami, qui élève les rennes, pourrait également pâtir des fortes chaleurs: pendant les canicules, les ongulés du pays du Père Noël sont moins actifs, passent moins de temps à chercher de la nourriture et peuvent perdre du poids. Or, c'est pendant l'été que les animaux font des réserves de graisse en vue des hivers très rigoureux.

En 2024, la Laponie a connu son été le plus chaud

Et la quête de la fraîcheur peut s'avérer dangereuse: lors d'une précédente canicule, les rennes norvégiens avaient pris l'habitude de s'abriter dans les tunnels des routes, les exposant à des collisions avec les véhicules.

Quatre fois plus vite

Les épisodes de chaleur tendent à se répéter. En 2024, la Laponie a connu son été le plus chaud. L'Arctique se réchauffe quatre fois plus vite que le reste de la planète depuis 1979, d'après une étude publiée en 2022. Ce phénomène est dû à l'«amplification arctique» qui se produit lorsque la banquise et la neige, dont la blancheur reflète naturellement la chaleur du soleil, fondent dans l'eau de mer. L'espace libéré, plus foncé, de la couleur de

l'océan, absorbe davantage le rayonnement solaire.

Ce cercle vicieux du réchauffement à vitesse grand V a des conséquences de plus en plus palpables: la Finlande et la Norvège font partie des pays qui connaîtront la plus forte augmentation relative des journées de chaleur inconfortables à l'avenir, selon les scientifiques.

Ces pays doivent donc adapter leurs logements, principalement conçus pour résister aux saisons froides, mais qui peuvent se transformer en «serres» l'été. Pour éviter de devoir recourir à la climatisation, l'ajout de volets, de systèmes de ventilation ou la peinture des toits (souvent noirs) avec une couleur claire sont autant de solutions anti-surchauffe. © LIBÉRATION